

# Alfred Huggenberger – Die Bauern von Steig

## **Kapitel 11: Wieder im Oberdorf**

«So, jetzt bist du wieder im Oberdorf, wo du herkommen bist», sagte der Zeigerhaniss zu mir, als ich das erstmal in seiner niedrigen Stube beim Abendessen sass und ein wenig verschüchtert und in mich gekehrt, aber immerhin mit Erfolg Kaffee und Stockhabermus löffelte. Er sagte es wie zu einem alten Bekannten, und als ich mich jetzt mit einem scheu verhoffenden Blick nach ihm umsah, stellte ich zu meinem Erstaunen fest, dass an seinem Gesicht nicht der Bart das Bemerkenswerteste war, den er gewissermassen wild wachsen liess, sondern, dass er überdies zwei merkwürdige Augen besass, die ganz aus der Tiefe heraufblicken konnten. Ich verstand jetzt halb und halb, warum ihn der Schneider Wui einmal einen Studenten genannt hatte.

Seine Frau Esther, von der ich weiter nichts wusste, als dass sie dem Birchenschwengel einmal aus irgend einem Grund auf der offenen Gasse zwei Maulschellen verabfolgt hatte, eine von der linken Seite und eine von der rechten, ergänzte den von Haniss gesprochenen Satz nach ihrer etwas bestimmteren Weise: «Ja, und wenn's Gottswill' ist, nimmt's dich jetzt herum, dass du nicht noch ganz auf die Fehlhalde kommst! *Die* Freude wirst du hoffentlich dem Stocker nicht machen wollen! Ein für allemal braucht der nicht zu sagen, du seiest an einem verworfenen Tag auf die Welt gekommen! Wenn deine Mutter noch das Leben hätte, die könnte ihm andere Dinge aufdecken! Ja, dass du's also weisst: Deiner gestorbenen Mutter haben wir's zulieb getan, der Haniss und ich, und auch ein wenig der Käther im Wäldi, dass wir mit dem Lehrer und dem Herrn Pfarrer geredet haben und dass du jetzt nicht in die Rettungsanstalt musst. Das wäre gerade der rechte Ort für dich! Wo fast lauter Schlingel sind, da hättest du erst recht aus der Art kommen müssen. So bös wird der Karren denn doch nicht stehen! Du musst jetzt nur glauben, dass wir es recht meinen mit dir. Mehr sage ich nicht.»

«Mit seinem Vater hat man eineweg auch auskommen können», legte der Haniss noch gelassen ein. Es war mir, wie wenn er mit diesem Wort einen argen Schimpf wieder von meinem Erzeuger genommen hätte. Es kam etwas über mich wie ein bittersüßes Heimatgefühl. Im ganzen Dorfe, ja auf der ganzen Welt konnte ich nirgends so gut aufgehoben sein, als in diesem alten, eingeklemmten Hause und unter der Obhut dieser zwei Menschen. Ich musste den Ellbogen auf den Tisch hinlegen und mein Gesicht darin verbergen. Eine Weile sass ich so, von unterdrücktem Schluchzen geschüttelt. Da fühlte ich eine Hand auf meinem Scheitel, Frau Esther war hinter meinen Stuhl getreten. «Es ist schon recht. Iss jetzt nur», sagte sie mit ruhiger Freundlichkeit und ging dann leise hinaus.

Ich nahm mich zusammen, trocknete das Gesicht mit dem Ärmel und war bald wieder ruhig. Es fiel mir ein, dass Frieda, die Tochter des Hauses, mir gegenüber sass und ich schämte mich ein wenig meiner Weichheit. Ich wollte mich überzeugen, ob sie auf mich acht gegeben habe. Sogleich kam wieder das verstohlene Lächeln auf ihre Lippen, das sie schon mit an den Tisch gebracht hatte. Was sie mit dem Lächeln meinte, darüber war ich nicht im Zweifel. Ich hatte sie im vergangenen Herbst, als sie bei Mettauers am Torbrunnen im Taglohn war und dem Torbrunner-Noldi eines Abends helfen musste, einen Wagen unter Dach zu schieben, mit diesem zusammen im Wagenschopf eingeschlossen, indem ich den äusseren Torriegel vorschob. Dafür hatte sie mich nachher trotz meines Strampelns in den vollen Brunnentrog neben dem Stalleingang gestellt, wobei ich von der Kraft ihrer festen Arme eine grosse Achtung bekam. Der Schors Schwengeler wollte damals durch das hintere Schopftor beobachtet haben, wie Noldi der Frieda im halbdunkeln Wagenschopf einen Kuss gab, was ich ihm aber nicht glaubte. Nun fing ich an, ernstlich darüber nachzudenken, ob es wohl doch möglich gewesen wäre, dass sich so ein junges, erst wenige Jahre konfirmiertes Mädchen von dem grossen Noldi hätte küssen lassen, der mit seinem dichten Schnurrbart schon ganz wie ein Mann aussah und von dem es hiess, dass er der Steffen-Julie ein wenig nachgehe. Wenn Frieda das wusste, war es meiner Meinung nach verwunderlich, dass sie nachher gleichwohl wieder zu Mettauers taglöhnen ging. Ich musste, während ich noch einmal zu ihr hinüberschielte, immer an den Kuss denken, und

ob ihr der Noldi seitdem vielleicht wieder einmal einen gegeben habe. Dabei war ich mir wohl bewusst, dass sich derlei Gedanken für einen Kostbuben gar nicht schickten, jetzt vielleicht am allerwenigsten. Aber ich konnte nichts dafür. Auch dafür nicht, dass ich ganz zu hinterst im Herzen ein kleines Wohlbehagen darüber empfand, jetzt mit so einer artigen munteren Jungfer im gleichen Hause wohnen zu dürfen.

Nach dem Essen ging's mit Haniss in den warmen Stall hinaus, wo er mir im Schein der viereckigen Laterne seine drei Kühe und zwei Rinder vorstellte, nicht ohne von jedem der Stallbewohner einen kurzen Lebensabriss beizubringen: Namen, Herkommen, Alter, Trächtigkeitsdauer, gute und schlechte Eigenschaften, über alles das gab er umständlich Bericht. Auch das muntere Fleckkalb, das in einem Verschlage zuhinterst im Stallgang stand, hatte schon seine kleine Geschichte. Es sei just an dem Tage zur Welt gekommen, als er, Haniss, den Wegrecht-Prozess mit dem Steinli-Nöggel nebenan gewonnen, und er habe ihm den Namen Muckerli gegeben, weil Steinli's Advokat so geheissen habe. Das dürfe er wohl, das könne ihm niemand verbieten. Und Steinli's Advokat habe ganz genau gewusst, dass der Nöggel im Unrecht sei. «Von der ersten Woche an habe ich das Kalb jeden Tag einmal auf dem streitigen Hofraum hin- und hergeführt», berichtete Haniss mit einem gewissen Behagen weiter. «So etwas bekommt dem jungen Tierchen gut, während im Gegenteil der Ärger dem Nöggel den Appetit verdirbt. Das Wegrecht über Steinli's Hofreite hat meinem Heimwesen nämlich zu allen und jeden Zeiten zugestanden, und wenn ich es auch leicht entbehren könnte: Eine alte Gerechtigkeit kann man sich doch nicht von heute auf morgen abstehlen lassen. Auf's Trölen bin ich etwa gar nicht versessen. Aber der Steinli-Nöggel ist ein Mensch, der sich am liebsten damit zu tun macht, dass er den ganzen Tag und halbe Nächte an ungeraden Sachen herumstudiert. Jedes Jahr pflanzt er in seinem kleinen Vorgärtchen Stangenbohnen, er düngt sie dreifach, damit sie ja recht hoch und üppig werden. Glaubst du, er esse gern Bohnen? Bewahre! Mit Bohnen könnte man ihn vom Tisch vertreiben. Es ist ihm einzig und allein darum zu tun, dass wir den ganzen Sommer durch vom Stubenfenster aus nicht nach der Zeittafel am Kirchturm hinübersehen können. Ja, gib dann nur einmal darauf acht, was der für einen grossen Hinterkopf hat! Wenn so ein Mensch nicht Hintergedanken haben muss, dann weiss ich nichts. – Gelt du, Muckerli!» Er tätschelte dem Kalb den Hals und machte ihm darauf mit den Händen das Strohlager zurecht. Das gehe nicht gut anders, belehrte er mich, denn es habe seinem Namensvetter bereits etwas nachgeahmt: es mache gern seine Luftsprünge und schlage oft mit allen Vieren zugleich aus. Ähnlich habe es der Advokat Muckerli beim Reden gemacht; vielleicht eben deshalb, weil er genau wusste, dass der Steinli im Unrecht sei. Item, bei einem Kälbchen sehe man den Mutwillen gern, er sei ein Zeichen von Gesundheit. Bloss dass man da halt nicht mit einer rostigen Gabel kommen dürfe, da könnte leicht etwas Dummes passieren.

Damit war er indes mit dem jüngsten Stallinsassen noch lange nicht fertig. «Zu einem Kalb, wie der Muckerli eines ist, darf man eineweg schon Sorge tragen», stellte er gemächlich fest, während er den Kühen und Rindern das im Seitengange bereitstehende Kurzfutter in die Krippe schüttete. Es ist nämlich von der zweitvordersten, dem Schägg. Die kann nicht nur schaffen wie ein Ross, sondern nimmt es auch im Milchgeben mit jeder Prämiierten auf.»

Wenn der Zeigerhaniss auf seine zwei selbsterzogenen Kuhrinder zu hinterst im Stalle zu sprechen kam, hob sich seine Stimme jedesmal um einen oder zwei Töne. Solche Ausbünde von gefreuten und in allen Teilen tadellosen Tieren habe er nun allerdings seit zwanzig Jahren nicht mehr im Stalle gehabt. Und dabei so bescheiden im Futter! Das grösste, verregnete Spätheu fressen die zusammen wie Salat! «Ja – wenn das Zinsen zu Lichtmess nicht wäre!», schloss er sein begeistertes Loblied mit bekümmelter Miene. «Da bekäme ich zwei Kapitalkühe! Und verständig sind sie, sage ich dir! Du musst nur das Auge ansehen! Fast wie Menschen.»

Er wollte mir nun zeigen, wie man mit Striegel und Bürste umzugehen habe und wunderte sich ein wenig darüber, dass mir das Geschäft des Viehputzens bereits ganz gut von der Hand ging; denn ich hatte in letzter Zeit oft bei Kirchenpfleger Strassers im Stall geholfen. Da liess er mich machen und ging hinaus, um Langheu in die Raufe zu stecken. Ich bemerkte wohl, dass er mir verstohlen durch eine Barrenluke zusah. Als er wieder herein-

kam, trat er zu mir her und klopfte mir auf die Achsel. «Du, ich glaube, dass wir schon miteinander kutschieren können. Halt weil ich sehe, dass du nicht grob bist mit dem Vieh.» Ich strich das Lob ein, wandte aber mein Gesicht von ihm ab. Ja – er hätte nur sehen sollen, wie ich einmal in Strassers Stall ein Rind mit Schuhen und Fäusten misshandelte, weil es mir beim Fliegenabwehren den Schwanzbüschel übers Gesicht geschlagen hatte!

«Man kann das meiste mit Worten machen», fuhr Haniss aufgeräumt zu plaudern fort. «Die Tiere haben ein Augenmass, sie verstehen oft besser als die Menschen, wie man es mit ihnen meint. Im Anfang natürlich nicht, sie müssen einen zuerst kennen.» Wenn eine der Kühe mit dem vorgelegten Futter verächtlich umging, indem sie es mit den Hörnern über den Krippenrand warf, setzte es eine scharfe Ansprache ab. «Was ist das, Laubi? Haben wir das Heu darum gemäht und mit saurem Schweiss auf den Stock hinauf gewürgt, damit du es nachher unter die Füsse werfen könntest? Glaubst du, ich habe die Wiese gestohlen, hä?» Auch beim Melken gab es etwa einen kurzen Zwischenfall. «Hörni Hörni! Mit dir will ich jetzt dann einmal extra reden! Ich verwarne dich jetzt zum letztenmal, du weisst ganz genau, was Anstand ist!»

O, wie war mir innerlich wohl und behaglich zumute, als ich mich an diesem Abend in meinem schmalen Gelass über der Nebenstube einnistete, das freilich mehr einem Verschlag als einer Kammer ähnlich sah. Selbst der Gedanke an die Schule machte mir jetzt nicht mehr viel zu schaffen. Frau Esther hatte ja mit dem Lehrer geredet, da war schon alles in Ordnung! So eine gute und verständige Frau! Mir war immer, sie müsse ein wenig meiner Mutter gleichen ... «So, da bist du jetzt daheim», hatte sie zu mir gesagt, als sie mir mein Kämmerchen anwies. «In dem Bett hat der Kasper gelegen, dem Haniss sein Bruder, der jetzt in Hohenegg Schullehrer ist. Wenn du recht bist, so kannst du es auch zu etwas bringen, es kommt nicht auf das Bett und auf die Kammer an.»

Ja, ja, gewiss! Darauf kam es nicht an. Ich war sehr beherzt und freudigen Mutes.

Es war ein alter eintüriger Kasten da, zu dem ich sogleich ein besonderes Verhältnis fand. Eine trogähnliche Schublade war geheimnisvoll in sein Inneres hineingebaut, und diese Schublade konnte man sogar mittels eines Schlüssels abschliessen. Welch herrliche Gelegenheit zur Versorgung meines kleinen heimlichen Besitzstandes! Bei Enz hatte ich unendlich viel Ärger und Not ausgestanden, wenn mir Frau Rike immer wieder meine wertvolle Sammlung von aufgespiessten Schmetterlingen, von Puppen, Vogeleiern und seltsam geformten Steinen mit verächtlicher, verständnisloser Neugier durchmusterte und das meiste als unnützes Zeug den Hühnern vorlegte oder auf den Kehrichthaufen warf; und wenn der Schneider jedem hergelaufenen Menschen meine Zeichnungen und sogar das kleine aus herausgerissenen Schulheftblättern gefertigte Notizbüchlein vorzeigte, in das ich allerlei mir wichtig vorkommende Begebenheiten in Dorf und Haushalt einzuschreiben pflegte. So hatte mir der alte Wagner-Jochen einmal gehörig die Haare zerzaust, weil er in meinem Büchlein die ursprünglich vom Schuhmacher Napf herrührende Bemerkung lesen konnte, er, Jochem, habe wahrscheinlich ein oder zwei Rädlein zu viel im Kopfe, was auf seine Idee betreffend den Schatz in der Limperg-Ruine zurückzuführen war. Besonders dieses Büchleins wegen schwebte ich beständig in grosser Sorge. Manchmal, wenn ich auf dem Estrich oder im Keller ein wirklich gutes Versteck glaubte aufgetrieben zu haben, konnte es vorkommen, dass ich mich nachher selber nicht mehr auf dieses zu besinnen wusste.

So schien mir der Kasten jetzt ein kaum hoch genug zu schätzender Besitz. Mit beschaulicher Sorgfalt brachte ich meine Sachen darin unter. Das Wertvollste wurde der Schublade anvertraut. Dieses mein persönlichstes Eigentum bestand damals aus sieben Zeichnungen, die ich auch für den Fall, dass es mit der Malerei nichts sein sollte, zur ewigen Aufbewahrung bestimmt hatte; ferner aus dem Notizbuch und aus den geretteten Überresten meiner Sammlung, in der ein eirunder, rötlich gefärbter Stein, der Glücksapfel, am höchsten eingeschätzt war.

Eines schien mir schon damals unerlässlich: jeder Mensch muss sein Nest haben, seinen greifbaren Schlupf, darinnen er gleichsam auch seine heimlichen Gedanken und Träume recht sicher bergen und verstecken kann; sonst gleicht er der Schnecke, die über die Strasse kriecht, von jedem Hufschlag, von jedem rollenden Rad beängstigt und erschreckt.